

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 24 (1941)
Heft: 9

Artikel: Gottfried Kellers Weltanschauung : Seine Stellung zu den Idealen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche (4. Fortsetzung) [Teil 5]
Autor: Akert, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gottfried Kellers Weltanschauung.

Seine Stellung zu den Ideen von Gott und Unsterblichkeit,
zu Religion und Kirche.

Von Ernst Akert.

(4. Fortsetzung.)

Die Zürcherjahre.

Herbst 1842 — Herbst 1848.

Den Winter 1842/43 in Zürich hatte der 23-jährige Keller genau so verbracht wie die Jahre in München. Er hatte mit den Studenten der jungen Universität in der Kneipe gesessen, neue Bilder geplant, genossen, was der Tag an Kurzweil zutrug, massenhaft gelesen und auf einen Mäzen gewartet, der ihn zu einer neuen Fahrt nach München flügge machen sollte. Der kam aber nicht.

Nicht viel besser ging es in den folgenden Jahren, die ihn dagegen als den angehenden Dichter begrüssen konnten. Schon in seinen Knabenjahren hatte Gottfried Keller Verse geschmiedet und kleine Novellen verfasst. Auch in der Münchenerzeit sass Gottfried hin und wieder auf dem Pegasus, aber sein Dichten war bisher immer noch dilettantisch gewesen. Von der Jahresmitte 1843 an fliessen lyrische Gedichte fortwährend. «Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Es tobt und gärt in mir wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit in die Arme», schreibt der 24-jährige Keller, aber sein Geburtstag findet ihn mutlos. «Schreiben und Lesen kann ich immer, aber zum Malen bedarf ich Fröhlichkeit und sorglosen Sinn.» Das war die Wende vom Maler zum Dichter.

Zwei Jahre später, am 15. September 1845, schrieb Keller an seinen Freund Rudolf Leemann, dass er mit seinen Gedichten Erfolg gehabt habe und nun als «Dichter» in ausgezeichnete, ehrenvolle Gesellschaft gekommen sei. Das Malen ist nun an den Nagel gehängt, wenigstens als Beruf.»

Am 5. August 1843 schreibt der 24-jährige Gottfried in sein Tagebuch: «Ich habe in den letzten Tagen Schriften der deutschen politisch-philosophischen Propaganda gelesen, viele Ueberzeugung daraus geschöpft, aber ich kann mich mit dem zersetzenden höhnischen Wesen derselben noch nicht ausöhnen. Denn ich will eine so zarte, schöne Sache, wie das Christentum ist, auch mit Liebe behandelt wissen, und wenn es zehnmal auch ein Irrtum wäre; nicht der Pfaffen und Vortreter, sondern des armen Volkes wegen, dessen fast einziger Reichtum, wenn auch durch die heillosen Volksblutegel (die Geistlichen) freilich mehr zu seinem Schaden, das Christentum bis dato noch ist. Indessen werde ich mich aller

als dieses, so ist sie kaum über die Höhe des Analphabetismus hinausgekommen. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, nahm sie die heilige Katharina von Siena als ihr Vorbild und gelobte, niemals in den Ehestand zu treten, sondern die «Braut Christi» zu werden. Sie nahm das Dominikanerkleid und feierte die mystische Verlobung (mistico spozializio) mit Christus, indem sie einen Ring auf das Sakrament legte und dann denselben beständig trug. Wie es mit dieser Verlobung gemeint war, erhellt aus den Kanonisationsakten. In einer Nacht erschien ihr im Traum ein Jüngling von wunderbarer Schönheit, der sich ihr als Christus zu erkennen gab und sie gaben einander das Gelübde unverbrüchlicher Liebe. Darauf zeigte sich dieser ihr Verlobter oft sichtbar, gewöhnlich in Gestalt eines zehnjährigen Knaben, von dem ein paradiesischer Wohlgeruch ausging und dessen Schritte Lichtschimmer hinterliessen. Einst lag sie auf den Knien vor einer Madonna, die auf dem Arm das Knäbchen (Bambino) Jesus trug, und schaute zu diesem in brennender Liebe hinauf. Da sprach der Bambino zu ihr: O meine Herzens-Rosa, du wirst meine Braut sein (O Rosa del cuor mio, tu sarai la sposa mia)*. Vor überschwänglicher Liebe konnte Rosa nicht antworten, aber die Madonna sprach: Stehst du, welche Gunst mein göttlicher Sohn dir bewilligt? «Damals wurde ihr Herz von Flammen der Liebe ergriffen und erfüllt mit übernatürlichen Gnadengaben.» — Oft erhielt sie Besuche ihres Verlobten, der neben ihr sass, sie mit feurigem Blicken ansah und sich von ihr umarmen und küssen liess.

*) Aehnliche Dinge erwähnt das Breviarum Romanum in Hinsicht der heiligen Agnes.

etwaigen Differenzen ungeachtet, dennoch an die Propaganda anschliessen, denn lieber will ich keinen Glauben herrschend wissen, als den schwarzen, keuchenden, ertötenden Glaubenszwang. Im erstern Falle kann am Ende jeder Mensch, jede wärmere Seele sich aus sich selbst erheben und den Weg zu ihrem Schöpfer suchen, was mir die festeste und reinste Religion zu sein scheint, während der denkende Mensch im letztern Falle (beim Herrschen des Glaubenszwanges) gerade durch den erdrückenden Glaubenszwang immer in negative Haltung und Bitterkeit zurückgedrängt, der nichtdenkende Mensch aber von den Verrätern der Seele und des Leibes, von den Finsterlingen, missbraucht und misshandelt wird.»

Und unterm 8. August 1843 finden wir folgende Gedanken eingetragen:

«Der Philosoph mag seine Wissenschaft zum Gotte machen, der Dichter aber sucht ein positives Element, eine Religion, zu haben. Gerade aber weil er Dichter ist, so sollen seine religiösen Bedürfnisse frei von aller Form und allem Zwang sein, und er muss für diese Freiheit kämpfen.»

«Die Wissenschaft soll endlich dem Volk helfen, in die Tat übergehen.

Wenn die Philosophen ihre Resultate nicht populär machen, so werden die Pfaffen und Finsterlinge schon Sorge tragen, dieselben dem Volke auf eine Art zu übersetzen, welche in ihren Kram passt.»

In dieser Zeit von 1843—1846 entstanden u. a. das Pfingstlied, die Frühlingsbotschaft, das Jesuitenlied (Hussa, hussa, die Hatz geht los), die Gedichte eines Lebendigen, die deutschen Freiheitskämpfe, «Ja, du bist frei mein Volk», die 27 Liebesgedichte, die Feueridylle, der Zyklus «Gedanken eines lebendig Begrabenen», der Pietistenwalzer, der Apostatenmarsch («Loyolas wilde verwegene Jagd»), das wunderbare Morgenlied («So oft die Sonne aufersteht, erneuert sich mein Hoffen») und das schöne, mit der Musik Wilhelm Baumgartners zur Nationalhymne gewordene Lied:

An das Vaterland.

O mein Heimatland, o mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Duftest noch an meinem öden Strand!

Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchstrich,
Königsglanz mit deinen Bergen mass,
Thronenflitter bald ob dir vergass,
Wie war da der Bettler stolz auf dich!

Niemand kann die Begeisterung der Liebe (gli slanci d'amore) beschreiben, welche Rosa empfand, wenn sie diese göttlichen Zärtlichkeiten des Bambino Gesù erfuhr. Der erwähnte Panegyriker B. da Caprile sagt in seiner Lobrede wörtlich: «Engel des Himmels, ihr habt es gesehen, wie Rosa bei ihren Liebesgesprächen mit ihrem in mystischer Hochzeit verbundenen Bräutigam oft vor Liebe in Ohnmacht fiel (languire di amore). Wer kann sagen, welche Freuden und Seligkeiten das Herz unserer Rosa erfüllten, wenn sie einen Kranz von Rosen auf das Haupt ihres Verlobten (sposo) setzte und dieser sie seine geliebte sposa nannte. Er war bei ihr, plauderte mit ihr, hinterliess Strahlen, wohin er trat. O welche Gnade eines liebenden Gottes, o das Glück einer so geliebten Jungfrau, o unaussprechliche Hochzeit, o Feuer der Liebe, o Wonne und Seligkeit! — Hier hält meine Rede an, denn ich bin zu schwach, um diesen Zustand der Wonne einer Himmelsliebe zu beschreiben; auch habe ich nicht den wunderbaren Ring, den Rosa am Finger trug und der sie zu unaussprechlichen Worten begeisterte.»

Entnommen, teilweise gekürzt, aus: Th. Trede: Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens, Gotha 1891, Bd. IV, S. 130 ff.

Der Traum der Kirche.

Es sollte für katholische Eltern eine Selbstverständlichkeit sein, dass der Religionsunterricht jedem andern Unterricht vorangeht.

Kirchenanzeiger der Kath. Pfarrei St. Josef, Zürich,
Nr. 5, 1. Mai 1941.

Wer sein Recht nicht wahren, gibt es auf.

Raupach.

Als ich fern dir war, o Helvetia!
fasste manchmal mich ein tiefes Leid;
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah.

O mein Schweizerland, all mein Gut und Hab'!
Wann dereinst die letzte Stunde kommt,
Ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt,
Nicht versage mir ein stilles Grab!

Werf' ich von mir einst dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
«Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland.

Ueber die Art, wie Keller später über dieses so volkstümlich gewordene Lied urteilte, verweisen wir auf die späteren Ausführungen.

In einem Tagebucheintrag vom 15. August 1843 schreibt der 24-jährige Keller:

«Ich habe das Pfingstgedicht noch verlängert. Das Herz klopfte mir hörbar während dem Schreiben. Es wurde mir klar, was es heisst, gegen 2000-jährigen positiven Glauben zu kämpfen.

Ich bedachte, was am Ende der Mensch mit allem seinem Wissen sei, und dass die grösste, tiefste Philosophie zuletzt Irrtum und blosses Blindheit sein könne, wie der Aberglaube eigentlich nur eine Konsequenz des positiven Christentums ist. Daher ist es eigentlich ein Unsinn, wenn gute Christen gegen Gespenster- und Hexenglauben eifern.

Ich werde ein positives, religiöses, aber für den Menschen unerklärliches Element festhalten, aber ich werde, wenn ich zu einer Stimme komme, mit aller Macht dagegen streiten, dass die Gottheit von Menschen missbraucht und ausgelegt werde.

«Jeder Mensch soll sich seine religiösen Bedürfnisse selbst ordnen und befriedigen und dazu sollen ihm Aufklärung und Bildung verhelfen.

Ich werde die christlichen Dogmen sowenig als diejenigen irgend einer andern Religion verspotten, aber die Schurken, welche dieselbe (die Religion) missbrauchen, und die Fanatiker oder Schwärmer, welche vermittelst derselben Andersdenkende verfolgen und verdächtigen, werde ich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln angreifen.»

Am 17. August 1846 legte der 27-jährige G. K. seinem ehemaligen Lehrer Fröbel eine Anzahl seiner Gedichte vor und bat ihn um sein Urteil. Dieses lautete schmeichelhaft für Keller. Fröbel anerkennt Kellers dichterische Begabung und hebt seinen politischen Liberalismus lobend hervor. Er setze voraus, Keller sei Schweizer. Ja, es würde ihm leid tun, wenn dem nicht so wäre, «da es für die weitere geistige Entwicklung der Schweiz von höchster Wichtigkeit sei, dass sie in der allgemeinen Bewegung der Zeit sich auch literarisch geltend mache, was bisher durchaus nicht geschehen sei. Die bedeutendsten Dichter und Belletristen der Schweiz, Fröhlich, Reithard, Bitzius gehören der Reaktion, der einfältigeren, christlich-germanischen Richtung an und sind unfähig, etwas Frisches zu produzieren. Möchte es Ihnen gelingen, sich auf einen Standpunkt hinaufzuarbeiten, auf dem Sie sich geltend machen können, um einen Einfluss auf den öffentlichen Geist

*In der menschlichen Natur steckt gewöhnlich
mehr vom Toren als vom Weisen, daher wirken
solche Kniffe, die auf die menschliche
Torheit abzielen, am stärksten.*

Francis Bacon.

der Schweiz auszuüben.» — Ein wahrhaft prophetisches Wort.

Auch dem deutschen Flüchtling Ad. Ludw. Follen legte Keller eine Auswahl seiner Gedichte vor. Hier sah diese Proben der Dichtkunst der bei Follen auf Besuch weilende Dichter Hoffmann von Fallersleben, der sofort begeistert war für Keller. Follen förderte in der Folge Kellers Schaffen aufs beste. Bei Follen lernte Keller Herwegh, Freiligrath, Wilhelm Schulz und andere kennen, beim Schneidermeister Konrad Wuhrimann, einem der «Sieben Aufrechten», machte er die Bekanntschaft des Kommunisten Wilhelm Weitling. Dieser 1808 in Magdeburg geborene Deutsche hatte den Schneiderberuf erlernt und war auf seiner Wanderschaft durch Deutschland, Oesterreich und Frankreich in Paris in den Kreis der sozialistischen Utopisten St. Simon und Fourier geraten, deren Theorien er sich zu eigen machte. Nach dem Aufstandsversuche von Blanqui, an dem er sich beteiligte, musste er 1839 aus Paris fliehen. Im Jahre 1843 kam Weitling aus der Westschweiz nach Zürich. In der Westschweiz hatte er sein Hauptwerk «Garantien der Harmonie und Freiheit» geschrieben, in dem er die bestehende Gesellschaftsordnung durch eine neue utopische ersetzte, die allen Menschen Harmonie und Freiheit bringen sollte. In seiner in Paris entstandenen Schrift «Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte» stellte er die Forderung auf, der Staat solle allen Arbeit geben, die Arbeit verlangen, und für alle sorgen, die nicht arbeiten können. In Zürich schrieb Weitling das «Evangelium eines armen Sünders», in welchem er den Einklang seiner Theorien mit der Lehre Jesu durch zahlreiche Bibelstellen zu belegen suchte. Aber die Polizei beschlagnahmte nächtlicherweise die Druckbogen der Schrift und Weitling wurde wegen Gotteslästerung, Angriffe auf das Eigentum und Gründung eines Bundes zur Verbreitung des Kommunismus zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt und ausgewiesen*).

Kurz vorher war auch der Freiheitssänger Georg Herwegh von der konservativen Zürcher-Regierung, der hörnern nach dem Straussens-Putsch von 1839 eingesetzten, des Landes verwiesen worden.

Der Kommunismus machte Gottfried Keller «konfus». In Anbetracht des vielen Elendes auf Erden erschien er ihm zwar sympathisch, andererseits konnte er ihm keine gute Seite abgewinnen, da er aus Hirngespinnsten bestehe und die Folge einer umsichgreifenden Genuss- und Bequemlichkeitssucht sei. «Wenn ihr ganz gleichmässige Erziehung vom Staate aus, Sorge für allgemeinen Verdienst vom Staate aus, allgemeine Versorgung der Verdienstunfähigen und Hilflosen vom Staate aus verlangt, dann bin ich mit Leib und Seele bei euch» notiert Keller in sein Tagebuch. Bezeichnend ist ein weiterer Tagebucheintrag, die Arrestation des Kommunisten Weitling habe bei den Liberalen, seiner eigenen Partei, Unwillen erregt.

In die Entwicklungsjahre Gottfried Kellers fielen die Eroberung der politischen Macht durch die Radikalen 1830, die Gründung des Lehrerseminars, der Kantonsschule (Industrieschule), der Universität, die Berufung von Dr. David Friedrich Strauss als Theologieprofessor nach Zürich mit ihren Folgen, dem Zürcherputsch mit dem Sturz der radikalen (liberalen) Regierung 1839, die Wiedererlangung der politischen Macht durch die Radikalen 1846, die Freischarenzüge nach Luzern und der Sonderbundskrieg 1847.

Keller nahm selbst an zwei Freischarenzügen teil, die aber beide lächerlich ausliefen, im ersten Anlauf erstickten.

Es war eine gärende, ausserordentlich bewegte Zeit. Mit 20 Jahren (1839) stand Keller bereits in Opposition zur

*) Zitiert aus Max Kriesi, «Gottfried Keller als Politiker», Huber & Co., Frauenfeld, 1918, S. 39 u. f.

Landeskirche, er war ein Straussianer, der beim Heuen in Glatfelden die Heugabel wegwarf und nach Zürich eilte, um der von den frommen, konservativen Bauern bedrängten radikalen Regierung beizustehen.

In einem Buche «Zwei Jahre in Paris», das den deutschen Flüchtling Arnold Ruge zum Verfasser hatte, der 1845 in Zürich aufgetaucht war, spottete dieser über das Erwachen des deutschen Nationalgefühls und über den Glauben an Gott und Unsterblichkeit. Daraus entspann sich eine literarische Fehde zwischen Follen, Schulz und Freiligrath auf der einen Seite und Ruge, Heintzen und Karl Grün auf der andern. Gottfried Keller glaubte, in diesem Kampfe seinen Freund Follen unterstützen und für Gott und Unsterblichkeit eine Lanze einlegen zu wollen; er tat dies in feiner Weise, nicht in der Kuhstallmanier der andern, die mit Tropf, Null, Klotz, Stallknecht, Kälberschwänze, Rindheit, gottlose Nichtswüthriche, alte Weiber und Kamele etc. um sich warfen, notabene in Sonetten!

Ein Beispiel von Kellers Unklarheit in religiöser Beziehung bietet das folgende in diesem «Atheismusstreit» entstandene Sonett:

Auch ich glaub' wandellos: hier ist gut wohnen.
(im Diesseits)

Auf lasst uns seh'n, wie wir zurecht uns finden.
Die Menschenseele ist zum Glück bestimmt.
Was aber ward und wird aus den Millionen,
Die unversöhnt, bleich, siech, von himmen schwinden?
(Für die ist das Jenseits bestimmt, und an die Adresse
der Gottesleugner gerichtet:)

Wie pitoyabel Euer Lichtlein glimmt!

Ermatinger setzt dazu mit Recht die Bemerkung: «Also das Jenseits ist nötig zum Ausgleich der Ungerechtigkeiten des Diesseits».

Keller fühlte selbst, dass er zur Vollendung seiner Bildung systematischer Studien bedurfte. Wohl tat er zur Förderung seiner Bildung, was er vermochte, hörte etwa ein philosophisches Kolleg und sah sich gründlich in der deutschen Literatur um, aber er hatte doch das Gefühl, dass er die Jahre vergeude. Er war wieder in der Lage, wie zu Ende der 30er Jahre, als er spürte, dass er als Maler in Zürich auf keinen grünen Zweig kommen konnte.

Ueber die Einführung des Christentums.

(Auszug aus einem Geschichtswerk.)

Kein Wunder, wenn die Unterworfenen sich gerade derjenigen Verheissung (und das will ja das Evangelium oder die «frohe Botschaft» sein) zuwandten, die über alles irdische Elend hinwegzuhelfen versprach.

Besonders als seit der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts (also etwa nach 250 unserer Zeitrechnung) die alles bedrückende Staatsgewalt des römischen Imperiums mit Hilfe kriegstüchtiger und dem Regime ergebener Waffenträger unsagbare Leiden über die Bewohner der italienischen Halbinsel brachten, drang gerade das Christentum ein, gefördert durch eben dieselbe Staatsgewalt.

Kaiser Konstantin (geboren 27. Februar 274, Kaiser 306 bis 337), der alle seine Rivalen umbringen liess und sich unter dem Segen des Papstes und der Kirche zum Alleinherrscher machte, bildete einen Wendepunkt in der Geschichte des Römischen Reiches. Was noch vom republikanisch-demokratischen Wesen übrig geblieben war, wurde von Konstantin dem «Grossen» restlos beseitigt. Er regierte entschieden absolutistisch als unumschränkter Gebieter. Unter dem Kaiser stand in ehrfurchtsvoller Ergebenheit eine überaus kunstvoll gegliederte, wohlbesoldete (auf Kosten des Volkes) Hierarchie der Hofbeamten, Verwaltungsbeamten und der Armee. Alle empfangen ihre Gewalt vom Kaiser und führten ihre Aemter genau nach den Prinzipien des Kaisers in

polizeilich-bureaukratischer Weise, sodass die Untergebenen keine Möglichkeit hatten, gegen Chikanen ihrer Oberen Beschwerde zu führen.

Unter diesen Verhältnissen wurde das Christentum von Staats wegen gefördert, denn diese Religionsform kam, vollkommener als alle andern, dem Bedürfnisse nach irgend einem *himmlischen* Trost und nach irgend welcher Heilsaussicht im «*Jenseits*» entgegen. Für das »*Diesseits*» galt folgender lateinischer Hexameter:

«Una Salus victis, nullam sperare salutem!» (Es gibt nur ein Heil den Unterworfenen, auf kein Heil zu hoffen.) Unter dem staatspolitischen Druck, dem eine gutgeschulte und gutgestellte Soldateska Nachdruck verlieh, der über die ehemals frei Schaffenden Verzweiflung und Elend brachte, musste schliesslich ein Evangelium Erfolg haben für die durch das Staatssystem in Not gestossenen Menschen, d. h. für die «Mühseligen und Beladenen», für diejenigen, denen im Diesseits jede Aussicht auf Besserung geraubt war. Aber der «religiöse Trost» war ja nur ein Nebenzweck, der Hauptzweck war, die Massen von jedem Empörungsversuch abzuhalten, sie (wie man heute sagen würde) zu «befrieden» — ein Zustand, der den Nutzniessern des Imperialismus einen ruhigen Schlaf verschaffte und die geknechteten Bauern bewog, das harte Joch willig zu tragen und nicht «wider den Stachel zu löcken»!

Einige hundert Jahre später.

Während der Latifundienbetrieb das römische Reich immer mehr entvölkerte, wuchs die Bevölkerung der benachbarten Barbarenstaaten. Je grösser aber der Bevölkerungszuwachs, um so grösser die Landnot, denn für den vermehrten Nahrungsbedarf ist bei gleichbleibender landwirtschaftlicher Technik mehr Boden erforderlich — und dieser war auf dem menschenarmen Gebiete des römischen Reiches vorhanden. So trieb die Landnot die kriegerischen Nachbarn immer zwingender zu Angriffen gegen das römische Reich.

Die vom römischen Imperialismus jahrhundertlang gemarterten und misshandelten Landbewohner begrüsst geradezu die germanischen Eindringlinge, die sie zunächst von der römischen Tyrannei zu erlösen schienen. Der Dominiatsbesitz der römischen Kaiser und die Latifundien, die zur «Belohnung» für treue Staatsdiener ausgeteilt waren (natürlich mit dem Recht, die darauf lebenden und arbeitenden Bauern mit schweren Tributpflichten zu belasten), gingen nun in die Hände der neuen Herren über, die mit den vorgefundenen ausgebeuteten Bauern bedeutend milder verfahren, weil sie keine Tribute heischten, sondern auf den grossen, bisher brach gelegenen Ländereien selber arbeiteten. Massenhaft schlossen sich die bisher Geknechteten deshalb den germanischen Eroberern an. Aus der unerträglichen Grundherrschaft der Römer drängten sie förmlich nach den eindringenden Germanen hin, die ihnen zum mindesten die individuelle Freiheit schenkten und sehr oft darüber hinaus noch ein menschenwürdiges Dasein ermöglichten.

Der Staat.

Wie bei Wettkämpfen jeder Art Schiedsrichter vorhanden zu sein pflegen, die darüber zu wachen haben, dass keiner der Wettkämpfer durch ungünstige Umstände benachteiligt werde und dass von allen Beteiligten die ordentlichen Regeln des Kampfes redlich innegehalten werden: so hat der Staat bei den geistigen Kämpfen seiner Bürger die Rolle des unparteiischen Schiedsrichters zu spielen, der nicht selbst in den Kampf eingreift, nicht irgend einer Partei zum Siege verhilft, indem er die andere wehrlos macht durch Zwang und Strafe, sondern der lediglich darüber zu wachen hat, dass gleiches Recht für alle gelte und dass jeder Teil alle seine geistigen Kräfte ungehemmt entfalten könne.

Otto Pleiderer.

In «Die Grenzen der Staatswirksamkeit auf religiösem Gebiet.» 1902.